

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 95.

Freitag, 21. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

Erzählung von Gisella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

„Die Komtesse wird gleich kommen, gräßliche Gnaden“, meldete der alte Wista, von seiner Mission zurückkehrend, die in der nicht immer leicht zu lösenden Aufgabe bestanden hatte, Komtesse Etelka zu bestellen, daß sie sofort zur Frau Gräfin kommen sollte, weil Besuch da sei! Komtesse Etelka zu finden war vorerst ein „Kunststück“, denn sie war gewöhnlich überall und nirgends! Im Stall bei ihrem Reitpferd hieß es. War Wista glücklich dort angelangt, sah er die zierliche Gestalt bereits in weiter Ferne, gefolgt von einem Rudel bellender, sie umkreisender, großer und kleiner Hunde, aller möglichen und unmöglichen Rassen, nach dem vor der Parkmauer vorbeistreichenden Fluß eilen, um ihren Rieblingen zu einem erfrischenden Bad zu verhelfen, denn die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Augusthimmel.

Der arme Wista eilte pflichtschuldigst nach und sah, als er mühsam sein Ziel erreicht, wie sie durch ein kleines Pförtchen in der Gartenmauer schlüpfte und mit samt der flüchtenden Meute verschwand. „Jetzt geht's noch dem Küchengarten“, murmelte er vor sich hin.

„Wista, Wista, haben Sie die Komtesse nicht gesehen?“ rief ihm das „Fräulein“ entgegen. — Unter „Fräulein“ war einzig und allein die mittelalterliche Dame gemeint, die der jungen Komtesse als Hüterin und Begleiterin zugeteilt worden war. „Ich suche sie seit einer halben Stunde und kann sie nicht erreichen. Graf Bodrog ist da, sie soll gleich herauf kommen. Ich dachte die Komtesse sei im Turmzimmer. Wer konnte wissen, daß sie bei der Hitze herumtobt. — Ich habe mich für ein paar Minuten hingelegt gehabt, man ist ja ganz kaputt“, jammerte sie, neben Wista einherbeugend.

„Ich glaube die Komtesse ist im Küchengarten“, reflektierte Wista. „Die Spaliertrauben fangen an reif zu werden, und da kann sie's nicht abwarten, und nascht vorweg —“

Inzwischen waren sie glücklich bis zum Gittertor gelangt, das den Küchengarten vom Park abschloß. Wista hielt die Hand über die Augen und blickte eine Weile forschend umher. Plötzlich grinste er über das ganze Gesicht und zeigte auf einen weißen Fleck in einer entfernten Ecke. Mitten zwischen den Stachelbeensträuchern kauerte sie in der glühenden Sonne, umgeben von den Hunden.

„Na ja, natürlich, nun schlingt sie wieder alles mit Haut und Haar herunter“, jammerte das erschöpfte „Fräulein“.

„Gehen Sie mir rasch zurück und melden Sie, wir können sofort. Ich muß vorher die Komtesse ein wenig in Ordnung bringen, in dem Aufzug kann sie sich nicht setzen lassen. Die Haare gelöst, kein Hut, kein Schirm, keine Handschuhe, und das Kleid! Naß und schmutzig von oben bis unten.“

Wista wuschte sich den Schweiß von der Stirn, und zog ab! Das Fräulein rief und winkte mit dem Sonnenfächer: „Etelka, Komtesse, schnell, schnell, Sie sollen sofort in den roten Salon kommen. Besuch ist da!“

Etelka erhob sich und lief quer durch die Rabatten auf ihr Fräulein zu! „Wer ist denn da? Der Miklos mit dem neuen Pferd? Hat er Zuckeln gebracht?“

„Ach was, Miklos, Graf Bodrog sitzt schon seit einer Stunde oben, und die Mama ist sehr böse, daß Sie wieder einmal spurlos verschwunden sind. Nachher bekommen ich's wieder“, fügte sie hinzu, „ich komme ja aus dem Verdruß gar nicht heraus wegen Ihnen.“

Etelkas feines, hübsches Gesicht zeigte einen enttäuschten Ausdruck, als sie hörte, wer da war! „Ach der“, antwortete sie gedehnt, Fräuleins Gereiztheit unbeachtet lassend, „der soll nur warten, wegen dem werde ich mir nicht die Schwindsucht an den Hals kaufen! Kommen Sie, wir wollen die schattige Allee heraufgehen. Mir ist sehr heiß“, erinnerte sie sich plötzlich ihre Schritte verlangsamend.

„Heiß!! Sie sind blaumot“, übertrieb Fräulein Fanny, „und Ihr Haar! So können Sie sich ja gar nicht setzen lassen! Da kann die Mami eine Stunde herumbürsten, ehe sie das auseinanderbekommt. Daß Sie die Mama nur nicht so erblickt — Sie wissen ja, der „Teint“ und das „Haar“, das ist ihr Stedensperd, und was Sie damit heute anfangen haben, das erreicht beiden nicht oben zum Vorteil.“

Als sie aus der Allee traten, um, wie sie gehofft, durch ein Hinterepförtchen ins Haus zu schlüpfen, kam von der Terasse herunter Graf Bodrog ihnen entgegengeeilt, um sie zu begrüßen. Die Gräfin-Mutter sah vor dem gedeckten Teetisch mit einer Handarbeit beschäftigt. Sie sah auf und ihre Lippen schlossen sich fest über den tadellosen weißen Bahnen, während sich die dichten Augenbrauen zu einer geraden Linie über der etwas starken, aber schöngeformten Nase vereinten. „Etelka, du gehst sofort auf dein Zimmer und bringst dich in Ordnung, aber rasch“, rief sie ihrer Tochter entgegen, die langsam die Stufen herauf kam, eifrig aber vergeblich bemüht, ihr prachtvolles Haar zu ordnen.

Sie küßte die nicht kleine, aber schöne und gutgepflegte Hand der Mutter, murmelte etwas recht unzusammenhängend Klingendes von „Hunden, Baden, Hitze, keine Uhr mithaben“ und verschwand dann eiligst hinter dem armen Fräulein Fanny, das bescheiden seitab stand und mit dem Grafen Bodrog flüsterte. Sie war froh, momentan wenigstens nur einen strengen verweisenden Blick erhalten zu haben. Der Sturm war also hinausgeschoben, und sie hatte Zeit sich zu waschen mit geschickten Ausreden.

„Entschuldigen Sie, lieber Bodrog, daß sich meine Tochter in diesem Aufzug zeigte“, wandte sich Gräfin Roltan an ihren Gast. „Etelka ist zeitweilig noch so kindisch und unbändig — das Fräulein Fanny aber auch gar nicht mit ihr fertig werden kann!“

„Aber ich bitte Sie, Frau Gräfin, ich danke dem glücklichen Zufall, der es mir gestattete, das entzückende Bild in mich aufzunehmen! Ich glaube ich habe die Komtesse noch nie so reizend gesehen. Das prachtvolle

Noch ahnt man ja kaum, wenn es gebändig und wohlfrisiert auf dem kleinen Kopf liegt.

Über das strenge Gesicht der Gräfin flog ein leichtes Lächeln der Befriedigung. Sie war sehr stolz auf ihr schönes Kind.

Wenige Minuten darauf erschien Etelka. Ein einfaches, weißes Mullkleid umschloß die schlanke Gestalt, und man hätte bei der tadellosen Haltung des jungen Mädchens kaum das wilde unbändige Ding wiedererkannt, das eben noch wie ein kleiner Kobold, über Stod und Stein mit einem Rudel von mehr oder minder salonsfähigen Gunden getobt und halbreife Stachel-Leeren mit Haut und Haaren verschlungen hatte. Sie machte sich am Teetisch zu schaffen und half Fräulein Fanny mit etwas zu auffallendem Eifer.

„Etelka setz dich her zu uns, Fräulein Fanny wird schon allein fertig!“

„Ja, Mama“, klang es schüchtern zurück, und Etelka setzte sich neben die Mutter, so weit als nur möglich vom Grafen Bodrog entfernt, den sie mit einem fast trostigen Blick streifte. Eine kleine Pause entstand. Der Graf rührte nachdenklich in seiner Tasse herum.

Die Gräfin warf einen strengen Blick nach Etelka, den diese auffing. Ihre Wangen färbten sich dunkler. Sie nahm einen silbernen Kuchenteller und präsentierte dem Grafen das Gebäck. Er sah forschend in das reizende Gesicht der Komtesse, die aber eigensinnig die Lider gesenkt hielt.

„Es ist furchtbar heiß heute“, bemerkte Graf Bodrog, auf diese, nicht eben originelle Art, die Pause unterbrechend.

Komtesse Etelka bemerkte, daß es bereits fünf Uhr sei, und es nun wohl bald kühlere werden müsse. „Um sechs habe ich mein Pferd bestellt, ich will in den Wald reiten.“ Sie sagte das mit Absicht, um ihm zu zeigen, daß sie wegen ihm nicht zu Hause bleiben wollte.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Graf Bodrog schnell.

Er kannte die Mama und wollte vorbeugen. Etelka zog die Augenbrauen zusammen und um die aufsteigende Rötze zu verbergen, senkte sie den Kopf ganz tief, und rief mit Eifer einen nicht vorhandenen Fleck von ihrer weißen Bluse. Sie vertiefte sich dermaßen in ihre Arbeit, daß sie scheinbar die Frage überhörte.

„Gitar war zwei Tage nicht aus dem Stall“, erklang die sonore Stimme der Gräfin, etwas hart und sehr bestimmt. „Es ist gut, wenn er heimget wird. Abgesehen wird sich Etelka freuen, wenn Sie sie begleiten wollen, und ich bin Ihnen dankbar, denn ich weiß, daß Sie sehr unvorsichtig ist.“

Der Graf verneigte sich stumm, und lenkte dann das Gespräch auf die die Gräfin interessierende Bahn. Etelka stichelte eifrig an einer Handarbeit.

„Rasse faddeln, zieh dich rasch um, und hole den Grafen ab“, wandte die Gräfin sich an ihre Tochter.

Etelka sprang auf und flog hinaus, man merkte es jeder Bewegung an, wie froh sie war, loszukommen. Berückelt lief sie den breiten Gang entlang, der zu ihrem Zimmer führte. An einer halboffenstehenden Tür vorbeikommend, rief sie, ohne sich aufzuhalten: „Nesi, Nesi, schnell, ich muß mit dem Hadian, dem Bodrog, ausreiten und darf den Affen nicht warten lassen.“

Gleich darauf erschien Nesi mit dem Reitkleid, und begann mit dem Umkleiden. Nesi war ein altes Hausmädchen, das seit ungezählten Jahren im Dienste der gräflich-böhmischen Familie stand. Etelka hatte sie von der Wiege an übernommen, treu behütet und gepflegt. Obwohl sie schon längst die Sechzig überschritten hatte, duldete sie nicht, daß die Kammerjungfer die persönliche Bedienung der heranwachsenden Komtesse übernahm.

Etelka stand vor dem hohen Stahlspiegel und machte ein bitterböses Gesicht. Die feingezichneten, dunklen Augenbrauen bildeten einen graden Strich über der

Nasentwurzeln und verliehen den sonst noch kindlich-weißen Zügen einen eigentümlichen Ausdruck. Es schlummerte etwas in diesem jungen Menschenkind, das nicht unbeachtet gelassen werden durfte. Aber was war es? Energie, Eigensinn, Leidenschaft?

„Etwas“ stimmte nicht ganz, das stand fest. —

„Aber, Komtesse, sein's doch nicht so giftig“, romantisirte die alte Nesi. „Der Herr Graf ist doch so ein schöner, stattlicher Mann, unbändig reich, und so verliert — das kann ja ein Blinder sehen! Den können's um den kleinen Finger wickeln, grad a so —“ Sie erhielt einen leichten Klaps auf die sich umeinanderdrehenden Finger, und Etelka kehrte der in ihrer pantomimischen Arbeit unterbrochenen Nesi eine lange Nase vor.

„Das soll er von mir haben!“ rief sie zornig.

„Jesses — Maria und Joseph, sagen's das nicht laut, wenn das die Mama hört!“

„Wenn's an der Zeit ist, wird Sie's schon hören müssen. Und dem Bodrog, dem werd' ich auch heimleuchten, wenn er mich noch lange sekkirt. Der Groben ist zu breit, die Barriere zu hoch, der Abhang zu steil, der Weg zu hart, jener zu weich, und so geht's in einem fort, wenn er mitreitet, und das soll dann ein — Vergnügen sein! Eine Straf' ist's und damisch langweilig.“

(Fortsetzung folgt.)



Was ist ein Brief? — Ein Stück Papier,
Das man zerreiht, zerstückert,
Aber auch als Schatz bewahrt,
Bergibt schon und verwirrt.

Ludwig Götz.

Der lebendige Shakespeare.

Zum 300. Todestag (23. April) von Julius Bab.

Weil William Shakespeare am 23. April 300 Jahre tot ist, entspinnt sich die Menschheit mit besonderer Deutlichkeit, wie sehr er ihr lebt, und so leidenschaftlich wird dabei das Gefühl ihrer Dankbarkeit, daß mitten im Weltkrieg die Shakespearefeier als eine vereinende Welle durch alle Kulturländer der Erde flutet. Die Dankbarkeit gegen diesen Dichter, die von Zeit zu Zeit in leidenschaftlichen Persönlichkeiten, auch ohne allen kalendarischen Anlaß wahrhaft fanatisch hervorbricht, ist ein merkwürdiges Problem für all jene, die das Leben wesentlich durch den Bestand zu betrachten und nach erreichten, logischen Klarheiten zu schätzen gewohnt sind. Von Voltaire bis zu Tolstoi, in Frankreich oft, aber auch zuweilen in Deutschland, haben sich immer wieder Menschen erhoben, die dem Shakespearekult verständnislos gegenüberstanden, ihn für eine närrische Schwärmerei, wenn nicht gar für den Ausdruck roher Unbildung hielten. — Und dann haben immer wieder die größten Genien jeder Generation, ganz besonders in Deutschland und vor allen anderen Goethe, der Gründer des neuen Menschentums, bekannt, daß sie keinem anderen Dichter und Weisen auf der Welt so viel verdanken wie Shakespeare, daß ihr Leben und Schaffen ohne das Beispiel seines Werkes nie hätte sein können. Wer die Ordnung und den Sinn der Welt zu finden vermag, in dem unaussprechlichen Rhythmus, nach dem die Kräfte des Lebens sich bilden, abrunden, angreifen, durchdringen, auflösen und neu bilden, wer diese Religion einer tragischen (weil jedes Leid und jeden Tod der Einzelwesen einschließende) Weltbejahung sein eigen nennt und kein Bedürfnis hat nach einer Formel, die ihm diesen unendlichen Prozeß vereinfacht und — sehr scheinbar! — erklärt, für den wird Shakespeares Werk sich immer wieder als die klarste Darstellung, die uner schöpflichste Kraftquelle des eigenen Weltgefühls anbieten.

Ja, Shakespeare hat keine Philosophie, kein System und im Grunde irgend eines Dogmas auch keine Religion. Seine Religion ist die des Dramatikers: Der Mensch ist ein Wunder, und wer sich in die grenzenlosen Wunder der redenden und handelnden, kämpfenden und leidenden Menschenseele versenkt, der erfährt von der Welt und ihren Gesetzen so viel,

wie wir Menschen überhaupt erfahren können. Durch diese grenzenlose Begeisterung für den Menschen ist Shakespeare der größte oder besser der erste und eigentlichsche Dramatiker der Welt geworden. Denn der Sinn der dramatischen Form ist ja, daß dem Dichter alles andere auf der Welt neben dem Schauspiel des sich ausprechenden und auswirkenden Menschen so sekundär scheint, daß er auf jede Möglichkeit, mit dem unmittelbaren Gesang oder der alles umgreifenden Schilderung sein Weltgefühl auszudrücken, verzichtet und völlig hinter dem Spiel miteinander lebender Menschengestalten zurücktritt. Erst die Renaissance, die den Menschen durch die Wiedergeburt aller sinnlichen Kräfte berauschte, und ihm den Glauben an die Schicksalsgewalt in der eigenen Brust stählte, erst die konnte auf ihrem Gipfel den Dramatiker hervorbringen, — den Shakespeare.

Shakespeares Dramatik hat nicht wie die reine Menschen-darstellung mancher neuer mehr geistig gearteter Bühnendichter etwas Gespenstisches, Abstraktes. Das Größte des Shakespeareschen Werkes ist es vielleicht gerade, wie dieser größte Dramatiker, der doch ganz vom gesprochenen Menschentum lebt, doch zugleich die ganze Natur mitgestaltet. Denn die Natur lebt in seinen Dramen so, wie sie auch für uns unwahrhaft lebt, als Spiegel und Widerhall unseres Innern. Niemals ist das Toben des Unwetters größer gestaltet worden als da, wo es der Verzweiflung des rasenden Lear Echo gibt. Nie wurde das Grauen in gespenstisch nobelnder Weise bewingender gemalt, als da, gleich Wasen der Luft, die Fegen, der Widerhall seines dunkel gärenden Jäh, vor Macbeth auftauchten. Nie klang die Musik der silbernen und blauen Sternennacht berausender als dort, wo sie das Liebesgändel von Lorenzo und Jessica umspielt, und nirgends lebt die Musik des nächtlichen Waldes tiefer als in den tanzenden Versen des Sommernachtsstraums oder den lächelnden Epilen vom melancholischen Jaques und der schönen Rosalinde. Die trübene Größe des Ozeans braust durch das Bacchanal der Weltkrieger in „Antonius und Cleopatra“, und die ganze Schwüle einer Gewitternacht scheint im Garten des Brutus doch nur aus der Seele dieses Mannes aufzusteigen. Bei keinem Dichter der Welt lebt die „tote“ Natur stärker als bei Shakespeare, aber sie lebt nur, weil sie die Seele der Menschen widerstrahlt, die in ihr wandeln.

Ein Dichter, der so ganz Dramatiker ist, so ganz aufgetaucht in der Anschauung der handelnden und leidenden Menschen, der so nirgends sein Fühlen und sein Denken über die Dinge, sondern nur die Großartigkeit der ungedeuteten Dinge selber fühlen lassen will, kann leicht unpersönlich erscheinen, es kann kommen, daß man ihn über seinem Werk vergißt. Und in der Tat genießt man Shakespeare zumeist mit einer ganz unpersönlichen Dankbarkeit, wie man die Geschöpfe Gottes genießt. In unserem Genuß des Faust ist viel mehr Wissen um Goethe, in unserem Erleben der „Hermannschlacht“ viel mehr Denken an Kleist als die Erfahrung aller Shakespeareschen Dramen Befinnung auf den Dichter Shakespeare zu wecken pflegt. Und dennoch ist auch hier am einem letzten Ende die geistlose Schöpfung der Kunst mit dem einmalig Menschlichen ihres Schöpfers unlöslich verbunden, und der Blick von jener Schwelle, wo Einnmaliges und Ewiges ineinander dämmern, ist auch hier ganz besonders erschütternd. Die Person Shakespeares ist uns weder unsichtbar noch gleichgültig. Sie stellt ein großes Gesamtschauspiel dar, das sich aus all seinen Dramen zusammensetzt. — Ich sehe dabei ob von dem kürzlich sogenannten „Shakespeareproblem“, die Frage: ob der sehr ausweichend bezeugte William Shakespeare, Landadelmann in Stratford und Theaterdirektor in London (1564—1616) wirklich die nach ihm genannten Werke verfaßt hat, ist für die Menschheit ziemlich unwichtig. Ein Beweis des Gegenteils ist kaum ebracht, viel innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, aber in jedem Falle ist die Erkenntnis der Persönlichkeit, auf die es allein ankommt, der Persönlichkeit nämlich, die die Dramenreihe von „Titus Andronicus“ bis zum „Sturm“ geschrieben hat, ganz unabhängig von der Tatsache, ob sie bei ihren Lebzeiten in den Straßensampapieren unter „Shakespeare“, „Bacon“ oder „Mistland“ gebucht war, und ob sie in einer Schenke oder in einem Palast zu Mühsal zu spelsen pflegte. Was am Leben dieser Person über ihren Tod hinaus wichtig ist, das steht in der Aufeinanderfolge ihrer Werke deutlich genug bezeugt da. Es ist die ergreifende und kaum vergleichende Lebenslinie eines Menschen, der aus einem rohen, wilden prählenden Raumer aller Kräfte über die schmerzliche Abschiedsklarheit des großen Jugendgedichts von „Romeo und

Julia“ emporsteigt zur Helle strahlender, ungetrübter Lebens-meiisterschaft. Der Shakespeare im letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts schießt den ganzen Limit überquellenden Kranz der Lustspiele, und inmitten steht das Festspiel des allumfassenden, unerschütterlichen Genies, das zehnmäßige Spiel vom Prinzen Heinz, genannt „Heinrich IV.“, dann aber beginnt sich des Dichters leuchtende Zuversicht in dem Triumph des großen und reinen Menschen zu trüben, und mit dem Hamlet, der soviel durchschaut, daß er nichts mehr vermag, beginnt die Kette der Tragödien, beginnt Shakespeares Verfinstern. Noch steht neben der tödlichen Weisheit desänenprinzen die gepanzerte Siegesgestalt des Fortinbras, und ähnlich halten im „Lear“ und im „Macbeth“ aufstrebende, erhabende Kräfte ein großartiges Gleichgewicht gegenüber der zerstörenden Maßlosigkeit der Helden. Von dieser höchsten Höhe des Shakespeareschen Werkes geht der Weg in düstere Finsternis herab, gemeine Bosheit und bössartige Gemeinheit sind es, der Othello und Coriolan, die adligen, großen Seelen, erliegen. „Antonius und Cleopatra“ ist nichts als berauscht ausgetosteter Abschied zweier allzuköniglicher Naturen von der gemeinen Welt. Und schließlich steht Troilus, der Reine, wie ein Narr zwischen einem frauenhaften Gesindel von Narren und Schurken, das sich in alten Heldennamen bläht, und Timon schleudert seinen furchtbaren Fluch auf die Menschen. — Aber mit dem Glauben an das Glück und den Erfolg ist doch nicht das Gefühl von der Herrlichkeit des schaffenden Geistes, des großen Menschen von Shakespeare gewichen. Wenn diese Welt ein so wesenloser Schein ist, wie sie in letzter Lebensstunde dem Macbeth oder dem Antonius erscheint, so ist sie doch auch ein Schein, den wir ruhen und bilden können, wie Prospero, der Zauberer. Am Schluß des Shakespeareschen Lebenswerkes reifen freie Märchenspiele von melancholischer Heiterkeit und ganz zuletzt tritt der Dichter zum ersten Mal aus seinem Werk heraus: Prospero steht nicht mehr, wie alle anderen Gestalten Shakespeares, unter dem „Sturm“ des Schicksals, er ruft ihn und leitet ihn — er ist der Dichter selbst, der noch einmal zeigt, wie man durch Kugels Spiel der Kinder, Menschen und Tiere, jeden in anderer Art, zum Guten lenkt — und der dann seinen Geist entläßt, seinen Zauberstab zerbricht.

In keinem Shakespeareschen Drama ist eine Gestalt erhabener und erschütternder als die, in der der Dichter am Ende selber aus der Gesamtheit seiner Dramen als Träger eines gewaltigen Lebenskampfes hervorgeht. Wie er schließlich im Prospero die Regeln der dramatischen Verborgenheit sprengt, da läßt sich sein Werk gleichsam in seinem letzten Sinn auf; es gibt keine Regel, keine Form, keinen Gedanken, der dieser wogenden Unermehlichkeit der Lebenskräfte genug tun könnte. Ewig und heilig ist nichts als die Unermehlichkeit der in die Menschheit gesenkten Kraft. Weil sie niemand über allen Gram und Groll hinaus mit solcher Inbrunst geliebt und geehrt hat, darum haben die rechten Menschen aller Orten für keinen anderen soviel Dankbarkeit, soviel stolze Hingabe als für den Dichter Shakespeare. Und darum preisen inmitten dieses Krieges der Völker die Träger der Menschheit einmütig aller Orten den Meister, der das ewige jenseits von Welt und Zeit geführte Kampfspiel der Menschheit schuf. Sie danken ihm, dem vor 300 Jahren Gestorbenen, dem immer Lebendigen.

22 = Bunte Welt. = 22

„O Haupt voll Blut und Wunden!“ Paul Gerhardt, dem wir den ergreifenden Karfreitagsgesang: „O Haupt voll Blut und Wunden“ verdanken, hat bald nach der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges mehrere Jahre lang als Prosit in der kleinen märkischen Stadt Wittenwalde im Kreise Testoni gewirkt. Den Altar der dortigen altshwäbigen evangelischen Kirche zielt das Gemälde eines alten Meisters, das für das stille Dulden des dornengekrönten Heilandes einen rührenden Ausdruck gefunden hat. Man begreift daher vielfach die Behauptung, daß dieses Bild des leidenden Erlösers Paul Gerhardt, der gar oft in sinnender Betrachtung vor ihm gestanden hat, die Anregung zu seinem Karfreitagsliede gegeben hat. Dieser Ansicht huldigt auch Theodor Fontane, der in seinen „Märkischen Annalen“ der Stadt Wittenwalde einen besonderen Abschnitt widmet und hier auch in liebevoller Weise den Spuren nachgeht, die heute noch in dem

Kleiner: Orte an die einstige Wirksamkeit Paul Gerhards erinnern. Es darf dabei aber nicht vergessen werden, daß das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ eine — allerdings sehr freie — Überhebung des erhabenen lateinischen Karfreitagshymnus des heiligen Bernhard von Clairvaux: *Salvo caput cruentatum* (Sei gegrüßt, o blutiges Haupt) darstellt. Diese Verdeutschung des lateinischen Hymnus muß aber als ein geradezu unübertreffliches Meisterstück einer freien Übertragung angesehen werden. Die letzte Strophe des wunderbaren Liedes, in der Paul Gerhardt auf das Bild des leidenden Heilandes „in seiner Kreuzesnot“ als Trost für die Sterbestunde verweist, erinnert an das *Homo-Vid*, das am Altar der Mittelmutter Kirche den Blick des Dichters oft auf sich gezogen und sein Herz mit wehmüttsvollen Gedanken erfüllt hat. Und diese Feststellung allein versteht diesem leider wenig bekannten Bilde, das heute noch an derselben Stelle betrachtet werden kann, eine besondere Bedeutung. Die beiden letzten Strophen des Karfreitagshymnus, die mit den Worten beginnen „Wenn ich einmal soll scheiden“ und „Erscheine mir zum Schilde / Zum Trost in meinem Tod“ haben so manchen bedeutenden und hervorragenden Menschen Trost und Erhebung in ihrer letzten Stunde gebracht; durch nichts kann die ruhend einfache, schlichte und gottergebene Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm I. besser gekennzeichnet werden als durch die Tatsache, daß gerade diese beiden Verse die Zeit seines langen reichgelegneten Lebens hindurch seine Lieblingsverse darstellten und daß er sie sich auf seinem Sterbette wiederholt und heute noch lebende einzige Tochter, die Großherzoginmutter Luise von Baden, vorlesen ließ. Und diese beiden Verse sowie überhaupt das gesamte wunderbare Paul Gerhardt'sche Karfreitagshymnus „O Haupt voll Blut und Wunden“ sollen auch uns allen an diesem Karfreitag, dem weiden Karfreitag, den wir in dem gegenwärtigen schweren Weltkriege erleben, ganz besonders nahegehen. Der Tod hält in jedem Kriege eine schwere, blutige Ernte; wie schwer und blutig aber war diese in dem dreißig Jahre währenden Kriege, den Paul Gerhardt von Anfang bis zum Ende durchlebt hat und der deswegen für Deutschland so verhängnisvoll gewesen ist, weil er sich fast ausschließlich innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes abgepielt hat. Wie viel Leid, wie viel Elend, wie viel Todesnot haben die Augen des zartempfindenden, warmherzigen geistlichen Dichters schauen müssen! Es ist also wahrlich kein Zufall, wenn wir gerade diesem Dichter dieses erhebende Karfreitagshymnus verdanken. An der harten und ersten Kriegszeit müssen wir am Karfreitag unsere Gedanken weit mehr auf Tod und Sterben lenken, als wir dies vor dem Kriege getan haben. Wir gedenken wehmüttsvoll all der tapferen Männer und Jünglinge, die gern und freudig ihr Leben dahingegeben haben für unser Vaterland. Sie sind gottergeben gestorben, diese wackeren und tapferen Kämpfer; für sie gelten daher ganz besonders — und dies muß uns allen zum rechten Karfreitagstrost dienen — die Worte, mit denen Paul Gerhardt seinen Karfreitagsgesang beschließt: „Wer so stirbt, der stirbt wohl!“ Dr. J. St.

Die Feier der Osternacht in Jerusalem. Zur Zeit des Osterfestes bildet Jerusalem nach wie vor das heißersehnte Ziel aller Gläubigen in Palästina. Die zahllosen Pilgerzüge, die in der heiligen Stadt eintreffen, bringen Vertreter aller Nationen und Massen, und es ist ein merkwürdig kosmopolitisches Treiben, das sich um die Osterzeit in allen Teilen der Stadt entwickelt. Die bedeutungsvollste und schönste Feier beginnt in Jerusalem am Vorabend zum Ostertage. Die Steinfließen in den Gotteshäusern sind mit lauernden Pilgern bedeckt, da es Pflicht jedes Pilgers ist, mindestens eine Nacht in der Kirche, ganz besonders in der Kirche des heiligen Grabes, verbracht zu haben. Am Vorabend zu Ostern ist jedes Plätzchen besetzt, und die Nachdrängenden müssen über die Körper der oft vor Ermüdung eingeschlafenen Pilger klettern. Zu der Zeit, da der erste Dämmererschein des kommenden Tages durch das Dunkel bringt, beginnt in der griechischen Kapelle die Peremonte der heiligen Feuergebung, wobei Geistlichkeit und Andächtige in Art einer Prozession schließlich die Kapelle umschreiten und dann zu dem Heiligtum in der Kirche gelangen, unter dem sich das Grab befindet. An der einen Seite des Patriarchen steht ein Grieche aus Bethlehem, an der anderen ein Armenier aus Jerusalem. Durch die beiden Pforten, die vor dem Heiligtum angebracht sind, reicht der Patriarch eine brennende Kerze heraus, damit der Grieche und der Armenier ihre Fackeln anzünden. Hierauf bestiegen

die beiden Fackelträger vor der Kirche ihre Pferde und galoppieren nach Bethlehem. Der Preis gebührt demjenigen, der zuerst mit dem heiligen Feuer am Ziele eintrifft. Inzwischen ist in der Kirche die große Endszene in vollem Gange. Der Patriarch reicht wieder Licht aus dem Heiligtum, und alle Anwesenden entzünden ihre Kerzen, bis der ganze Innenraum der Kirche von Lichtern glüht, als ob er in Flammen stünde. Eine nochmalige Prozession, die mehrmals rund um die Kapelle ausgeführt wird, beendet diese althergebrachte Feierlichkeiten.

Ostpreussische Osterfeier. Wenn jetzt das deutsche Volk in warmer Anteilnahme und tätiger Hilfe mehr als bisher noch unserer schmerzgeprüften Nordostmark blickt, so sollte man sich auch in das ostpreussische Volksleben vertiefen, das von guter alter Sitte noch reichere Schätze bewahrt hat als viele andere Provinzen und das für die Vererbung früherer tief-sinniger Bräuche in Kirche und Haus vorbildlich sein könnte. So trägt auch die Osterfeier in ostpreussischen Landen noch einen besonders weithellen und an schönen Zügen reichen Charakter; die Formen des altheidnischen Frühlingsfestes, die in anderen Gauen Deutschlands noch so stark in den Osterbräuchen hervorleuchten, treten hier zwar zurück; man kennt wohl Ostervasser, Osterfeuer und Osterfeier, die ja noch durch geheimnisvolle Fäden mit dem altgermanischen Fruchtbarkeitskult der Ostara zusammenhängen; der ermländische Bauer steht in der aufsteigenden Osterfonne das Osterlammlein hüpfen, die alte Lichtverehrung mit der Vorstellung vom Gotteslamm verknüpfend; in Masurien wird das sog. „Schmadoften“ mit besonderer Hingabe und Eifer betrieben, und es sind hier noch nicht künstlich geflochtene Ruten, mit denen die Burschen die Mädchen schlagen, sondern man braucht noch als wirkliches Symbol des im Frühling neu keimenden Lebens die grünen Birkenweiser, die vorher oft wochenlang durch Ofenwärme und Wasser zum Aus schlagen gebracht werden. Vor allem aber ist es doch die kirchliche Feier des Osterfestes, die in Ostpreußen eine reiche Ausbildung erfahren hat, und das Bild des ostpreussischen Ostergottesdienstes, wie es sich in den Verichten der Geistlichen aus allen Teilen des Landes darstellt, war stets und ist noch heute ein besonders ergreifendes. Große Aufmerksamkeit wird schon den verschiedenen Formen des Glockengeläutes gewidmet. Am Abend des Gründonnerstages wird gegen Sonnenuntergang vielfach die Sterbeglocke gezogen und eine ganze Stunde geläutet. Karfreitag wird beim Nachmittagsgottesdienst „Nun gibt mein Jesus Gute Nacht“ oder ein anderes Karfreitagshymnus von der ganzen Gemeinde ohne Orgelbegleitung stehend gesungen, und zwar „während der Todesstunde des Heilands, in welchem feierlichen Augenblick sich die Gemeinde versetzt fühlt als stehend unter Jesu Kreuz und nach üblichem Brauche unter vielen Tränen zum Gedächtnis seines Todes ein Sterbelied anstimmt“. Dabei werden beständig alle Glocken geläutet, so daß während der Pausen nach jedem Verse das Geläute die ganze Kirche durchdringt, bald in drei langsamen Schlägen, bald in neun Schlägen. Der Karfreitag ist überhaupt durch vieles Geläute ausgezeichnet; nach dem Hauptgottesdienst und bei Sonnenuntergang wird gewöhnlich eine Stunde lang geläutet, meist in drei Pulsen. Am Vorabend des ersten Feiertages erfolgt dann das sogenannte „Weiern“, eine eigenartige christliche Form des Anschlages der Klöppel, wodurch eine sehr heftige und feierliche Melodie entsteht, die man wohl beim Hören mißlingt unter Zugrundelegung des Verses: „Alle Frommen sollen kommen zu Gott.“ Am Karfreitag wird in feierlicher Weise das Abendmahl genommen. In Litauen kommen an diesem Tage manchmal ganze Gemeinden zum Tisch des Herrn. Die Kleidung ist ernst und dunkel, und besonders bei den Frauen fällt die tiefe Trauer auf, die sie tragen und die in grellem Gegensatz steht zu den hellen, bunten Kleidern, mit denen sich die Litauerinnen dann am Ostermontag so gern schmückt. Vor den Altären sind Trauerstühle mit schwarzen Korkstühlen aufgestellt. Eine stille häusliche Feier beschließt vielfach den Sterbtag des Herrn; der Masur betet abends noch im Freien, wenn der Abendstern sichtbar wird, und beim Wiederhereintreten genießt er vor der Abendmahlzeit noch einen Trunk Wassers, dem besonderer Segen zugesprochen wird. Die alten Flurumgänge sind auch, wo sie noch erhalten sind, völlig ins Christliche gewandelt. Die Jugend zieht am Abend des ersten Feiertages durch das Dorf und singt unter den Hausfluren Osterlieder, namentlich „Christ ist erstanden“ oder „Heut' triumphiert Gottes Sohn“.